

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 35

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

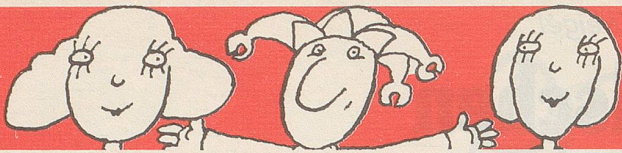
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Zug der Zeit

Alle Jahre wieder bricht die Sommersaison über das ohnehin sorgengeplagte Unternehmen SBB herein. Dann werden unsere Bahnen von tausend Verkehrs-teufeln geritten. Der Reisende merkt es, geniesst und schweigt. Das jedenfalls ist die Regel. – Zum Glück bietet mir eine Gazette Raum, zu sagen, was ich leide.

Ich pendle, wie der geneigte Leser längst weiss. Täglich verbringe ich fast zwei Stunden im Zug. – Unter normalen Umständen. Während der heissen Monate werden häufig 130, 140 oder gar 150 Minuten daraus. Nicht, weil ich weiter fahre als üblich, sondern weil ich harre: des Abpiffs im Bahnhof, des Startgrüns auf offener Strecke. Wir kommen erst gar nicht, dann bald kaum je vom Fleck. Gefangen im stickigen Waggon, träume ich von luftig-duftigen Wiesen, von einem Lager im kräftigen Heu.

Es ist Morgen. Ich dürfte eigentlich nicht mehr phantasieren. Sollte mich auf die Realität ein-

stellen, sie mit dem Verstand zu bewältigen suchen. Doch den Geist habe ich aufgegeben. Was mein Trachten bestimmt, ist schierer Selbsterhaltungstrieb. Er befiehlt mir, mich mit Tricks zu behaupten. Instinktgetrieben kämpfe ich gegen zweiunddreissig Schüler, achtundsechzig Wandervögel, hundertdrei Städte-schauer. Glorreich erobre ich den letzten Sitzplatz, auf dem Schandbänklein, vor der Toilette. Rings um mich staut sich die Menge. Ausländer staunen, Einheimische fluchen.

Ich kontrolliere meine Armbanduhr, errechne eine Durchschnittsverspätung, runde nach Erfahrungen und Schätzungen auf – bin schon wütend: Dieser Mittwoch kann ja heiter werden!

Er wird es. Wir machen überall lange Station. Immer neue Menschenmassen stürmen den Zug, hasten durch die Gänge, suchen eine Stelle für sich und ihr Gepäck, prallen mit den im Kontermarsch nach Freiraum Forschenden zusammen. Auf der Leinwand wäre es ein ergötzliches Schauspiel. Aus nächster Nähe treibt einen der Tumult zur Verzweiflung. Und das traurige Schicksal manches Verirrten weckt in glücklich Thronenden vom schlechten Gewissen genährte, negative Gefühle.

Ich mache mich dünn. Will den Mann an meiner Seite ja nicht behelligen. Atme flach. Als die Lokomotive endlich wieder anzieht, als wir doch noch dahinbrausen, donnere ich dem Nachbarn mit Kurvenschwung gegen die Schulter. Ach, wäre ich doch in meinen sicheren vier Wänden geblieben!

Bei jedem Halt setzt eine neue Völkerwanderung ein. Daraus resultieren Verzögerungen, die sich nicht mehr wettmachen lassen. Ergo noch mehr Verspätung, als ich befürchtete! Im Geschäft werde ich das Arbeitstempo steigern müssen, um den Rhythmus der anderen nicht zu brechen.

Schnüchting denke ich an die Stadt meines Wirkens. Dort scheine ich jedoch gar nicht willkommen zu sein: Die Zugskomposition rollt vor dem Ziel aus. Bleibt stehen. Gleitet rückwärts. Ein Murren geht durch die Reihen. Jemand ruft: «Der Stift am Steuer!» Lachen mögen drei Unerschütterliche. Die Dulder seufzen, die Nörgler klagen. Ich beschliesse, mich später am Pult zu entspannen. – Natürlich wird nichts daraus.

Als ich endlich im Kreise der lieben Kollegen auftauche, geht es dort bereits hoch her. Gemessen an der herrschenden Hektik, waren meine Erlebnisse auf Achse die reinste Erholung!

Ich tue, was ich kann. Denke dazwischen immer wieder an den Abend. Der darf nicht werden wie die ersten zwei Drittel des Tages! Ich hoffe, ich bange.

Die Pflicht in fremden Diensten ist getan. Ich eile zum Bahnhof. Erreiche ihn viel zu früh. Tigere auf und ab. Werfe mich nach unendlich langem Warten in ein Raucherabteil. Mache es mir kurz gemütlich. Dann naht die Masse. An mir vorbei ziehen Frauen, Kinder, Greise. Ich erhebe mich. Stehe, bis in meinen Beinen Ameisen auf und nieder krabbeln.

«Hätte ich Auto fahren gelernt, könnten mir die SBB gestohlen werden!» murle ich, «Luftverpestung, Waldsterben hin oder her.» Ich frage mich, weshalb die Schienenbarone nicht besser für ihre Kunden sorgen. Vielleicht, um weiterhin über fehlende Passagiere zu klönen: Wen lockt schon das Sardinenbüchsenangebot?

Plötzlich fällt mir mein Schulkamerad André ein. Vor einem Vierteljahrhundert hat er im Zeichenunterricht ein Plakat entworfen, auf dem folgender Slogan prangte: «Der Kluge reist im Zuge / Der Klugere nimmt die Flugere.» André kassierte eine Ohrfeige. – Dabei war das arme, verkannte Genie lediglich seiner Zeit um Dezennien voraus!

Wunde Finger

Ohne Telefon ist unser Alltag nicht mehr denkbar. Zur praktischen Selbstverständlichkeit für alle ist das «Sag's doch schnell per Telefon» geworden. Fragen, Wünsche, Sorgen, Kummer, Langeweile: alles wird telefonisch «erledigt». Unsere Telefonnummer ist fast immer besetzt. Oder der Kasten klingelt schon wieder! Gute Zuhörer sind nie einsam. Zum Rettungsanker, zum Strohhalm für Ertrinkende wird, wer rund um die Uhr telefonisch verfügbar scheint. «Mir stinkt's», funkt mir eine Kollegin frühmorgens durch den Äther, «in unserem Grossraumbüro ist dicke Luft!» Ein zuverlässiges Ventil, das Telefon! «Wann kommst du mit mir in den Zoo?» schmettert ein Göttibub durch die Leitung und schmeisst den Hörer auf die Gabel. Klick! Geschäftliche Anrufe werden durch die Stimme einer Einsamen in viel zu grossem Haus im Grünen abgelöst: «Telefonieren ist billiger als ein Psychiater», witzelt sie in Anbetracht

der zu erwartenden hohen Fernmelderechnung für unser langfädiges Gespräch. Und es gibt Fürsorgliche, die sich sachlich erkundigen, wie denn eine Hausfrau ihren Tag totschlage. Das Telefon als Medium des Orwellschen «Big Brother»: Abhörer, Anhörer, Lauscher, Vermittler und Quäler.

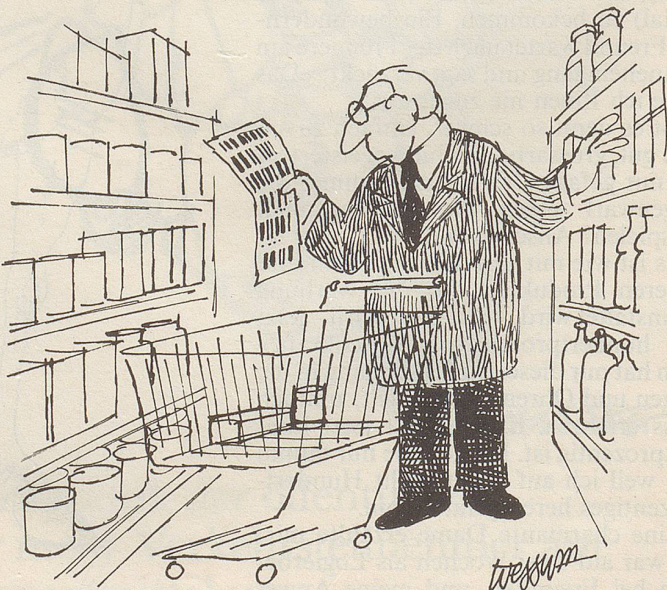
Doch ich bin gegen jede Art Terrorismus. Wie die allermeisten Leute. Gelassen ignoriere ich in gewissen Momenten beharrliches Telefonklingeln. Aus Selbstschutzgründen. Ist man einmal nicht in Hochform und wälzt eigene Probleme, mit denen man andere nicht konfrontieren möchte, darf man es sich doch erlauben, «nicht anwesend» zu sein. – Vielleicht brutzelt just dann, wenn das Telefon schrillt, ein Stück Fleisch in der Bratpfanne, seltener Besuch ist da, oder interessante Lektüre verlangt Konzentration. Dann unterlässt man es besser, Anrufer kurz abzufertigen; manche sind darob verärgert.

Mit offenen und versteckten Vorwürfen ist also zu rechnen. Über einen «wunden Finger» klagen einzelne, weil unser Tele-

fon immer besetzt sei oder niemand es abnehme. «Du bist schwieriger zu erreichen als ein Bundesrat», spötteln andere und forschen «zwischen den Linien», ob wir schon wieder in den Ferien gewesen oder taub geworden seien. – Übertreibungen ist im

allgemeinen mit Gelassenheit zu begegnen.

Sind wir denn nicht alle – als Gegenpol zum Gespräch – auf ein individuelles Mass Ruhe und Stille angewiesen, um eigener Arbeit gewissenhaft nachgehen zu können und seelisch im Gleichge-



wicht zu bleiben? Sigmund Freud hat es treffend gesagt: «Der Mensch muss ausser dem Mitgefühl für andere auch Rücksicht für sich selber haben.»

Myrtha Glarner

Sparflamme

Der scheppernde Abfallwagen hat uns, wie jeden Tag, kurz vor sieben Uhr geweckt. Es ist unsere erste Ferienwoche auf einer kleineren griechischen Insel. Langsam beginnen wir uns über die häufige Beseitigung der Konsum-Reste zu wundern, zumal noch nicht sehr viele Touristen hier sind.

Da es heute ziemlich kühl ist, beschliessen wir, einmal einen Gang ins Innere der Insel zu machen, eines der abgelegenen Dörfer zu Fuss zu besuchen.

Wir ziehen los. Durch die letzten Häuser des Hauptortes, am letzten Lokal vorbei, immer auf der Asphaltstrasse. Es soll in diesem Jahr, witterungsbedingt, mehr Schlangen haben als sonst. Deshalb trauen wir den Abkürzungen durch die Felder nicht. Zwei streunende Hunde kommen uns, weit ausserhalb des Ortes, entgegen. Ein dritter überholt uns zielstrebig. Wohin so eilig? Die Strasse macht eine Kurve um vorstehende Felsblöcke, das Rätsel ist gelöst: eine Kehrichtdeponie. Wie scheusslich! Direkt von der Strasse aus werden die fleissig gesammelten Abfälle den Abhang hinunter, meerwärts, entleert. Am schönsten Aussichtspunkt! Da hin zieht es also die Vierbeiner! Obwohl offensichtlich wohlgenährt, stöbern sie zwischen rostenden Konservendosen nach Fressbarem.

Schade, dass die liebenswerten Griechen so wenig auf ihr schönes Land und seine Erhaltung achten! Dies mag zum Teil an fehlenden Finanzen liegen. Zum Teil aber ist es bestimmt etwas, was wir Mitteleuropäer normalerweise mögen: ein gewisses «laissez aller», diktiert vom häufig gebrauchten Wörtlein «avrio», morgen ...

Wir haben das Ziel erreicht, sehen uns in dem kleinen Dorf um. Werden in der Taverne wie Stammgäste umsorgt. Danach machen wir uns auf den Heimweg, vorbei an blühenden Wiesen. An treibenden Rebstöcken. An Schweinezucht und Schafherden. Und an der Mülldeponie.

Es wird immer heisser. Mit trockenen Kehlen kommen wir zu «unserem Strandbeizli». Am Nebentisch hat sich eine Gruppe junger Mitteleuropäer niedergelassen, die enthusiastisch über Umweltschutz diskutiert. Der Inhalt einiger Retsina-Flaschen fördert offenbar die Diskussion:

Wenn wir kein Wort verstünden, müssten wir annehmen, dass sich die Eiernden streiten. Aber nein, sie sind sich einig. Eine Flamme müsse alle ergreifen. Zuerst das Volk (weil die Politiker ja so dumm und faul seien ...). Das Volk müsse beginnen. Den Politikern den Weg zeigen. Seinen Willen zum Umweltschutz unter Beweis stellen. Die Regierenden zwingen, etwas zu unternehmen. – Sie sprechen zwar über ihre Heimatländer; aber es könnte sein, dass ihnen ein Ausflug an der Deponie der Ferieninsel vorbei das Thema eingegeben hat. Wahrscheinlich dauert die Diskussion nach unserem Weggang an. Die Flamme, die übergreifen sollte, lodert bestimmt noch eine Weile in jener Tischrunde.

Erstaunt sind wir, als wir einen oder zwei Tage später beobachten können, wie ein Teil der begeisterten Umweltschützer Abfall alles andere als umweltfreundlich beseitigt. – Nach dem Motto: Was die offizielle Kehrichtabfuhr kann, können wir auch! Natürlich würde der ordnungsgemäss in einen Eimer geworfene Abfall später von den Griechen auf die grosse Deponie transportiert, aber: Es scheint in Sachen Umweltschutz überall gleich zu gehen. – Im eigenen Haus, in der eigenen Strasse, im eigenen Dorf nehmen wir uns zusammen. Weil wir erkannt werden könnten? Aber auswärts? Gar in einem fremden, fernen Land? – Da wird die heilige Flamme zur Sparflamme reduziert.

Ich bin der Meinung, dass wir alle einen Beitrag leisten können. Im kleinen und im grösseren. Kurz-, mittel-, langfristig. Susi H.

Nütige Tränen

Mir schwante, dass das hübsche, aber nütige Brillenketteli nicht mehr lange seinen Dienst tun würde, denn der Faden, der die schimmernden, allerdings wertlosen Perlen hielt, war recht dünn geworden. Und dann passierte es: Im kleinen Wartsaal unseres Bahnhofes, kurz vor Zugsabfahrt, kullerten die Perlen in alle Richtungen, und ich war froh, die Brille noch halten zu können. Hilfreiche Hände halfen mir geschwind aufnehmen, und wir ramisierten die meisten Perlen zusammen. Eigentlich hätte ich den Eifrigen gestehen sollen, dass es sich gar nicht lohnte, doch bei so viel Hilfsbereitschaft brachte ich das nicht über mich. Als ich das nächstmal an den Schalter trat, gab mir der junge Vertreter des Bahnhofsvorstands zwei Perlen, die er später gefunden hatte. Beschämt und gerührt

dachte ich nach über helvetische Genauigkeit und Treue im kleinsten. Meine Gedanken gingen zurück zu unserer Anfangszeit in dieser Gegend: Vor gut 20 Jahren mussten wir umziehen, aus einem Städtchen im wunderschönen St.Galler Rheintal, vis-à-vis vom Liechtensteinischen zauberhaft gelegen, von Bergen rings umgeben, hierher ins viel bescheidener Dorf im bernischen Mittelland. Heute schäme ich mich der bitteren Tränen aus jenen schwermütigen Novembertagen. Seit dem frühen Tod meines Mannes lebe ich hier allein und fühle mich dennoch geborgen inmitten nachbarlicher und dörflicher Freundschaft: Das Mittragen der Nöte anderer, die freundlichen Kinder, die nach dörflicher Sitte alle höflich grüssen, der nachbarliche Plausch am Gartenzaun ... Man ist gut aufgehoben unter solchen Menschen, und ich frage mich: Weshalb eigentlich damals die dummen Tränen? – Sie waren nütiger als die Perlen der zerrissenen Kette, die ich noch immer in meinem Täschchen aufbewahre.

Eva Jung-Krauss

Wegwerftrottoirs

Bei einer nächtlichen Fahrt durch die Stadt stiess ich zu meinem grossen Erstaunen auf überall aufgestellte Plakate mit der verwirrenden Schlagzeile «Zürich hat keine Wegwerftrottoirs». Hoffentlich nicht! Das fehlte noch, dass nach den Wegwerfflaschen nun die Wegwerfstädte eingeführt würden! Bei gewissen Wohnungen, die heutzutage dermassen schlecht gebaut werden, dass sie weder beheizbar noch bewohnbar sind, wäre man zwar manchmal froh, man könnte sie einfach zum Fenster hinauswerfen. Aber man stelle sich vor, wohin das führte, wenn statt Sparen weiterhin das Wegwerfen um sich greifen sollte:

Hat der Pulli ein Loch, fliegt er in den Abfall. Es folgen die aufblasbaren Picknick-Möbel. Den Scheidungsstatistiken ist zu entnehmen, dass es den Ehepartnern nicht viel besser ergeht – und später wird es vielleicht einmal Mode, Politiker in den Eimer zu werfen, die einen aufregen. Fragt sich bloss, ob dann wirklich Besseres auf uns zukommt, oder ob nicht bloss Platz geschaffen wird für neue Fehler.

Dann doch lieber Stilfehler! Ob zwar das Publikum mit falsch formulierten Texten dazu erzogen werden kann, den Abfall nicht mehr auf die Trottoirs zu werfen, ist fraglich, aber wenigstens wird man zum Nachdenken angeregt! Und das ist schliesslich auch etwas.

Fränzi Geissler

Echo aus dem Leserkreis

Ingeborg Rotach und ich
(Nebelspalter Nr. 29)

Sie – die Ingeborg – hat ganz recht, dass sie nichts sagt. Über nichts lässt sich ja sowieso nichts sagen.

Bei uns steht auch so ein Nichts mitten im Ort – vor der Post. Anfangs sagten die betroffenen Einwohner noch einiges. Dann schmierte ein nächtlicher Täter Farbe darauf, und mit der Zeit sagte niemand mehr etwas. Es – das Nichts – wird seither einfach ignoriert. Gut so!

Was mich reut, ist das viele Geld, das es gekostet hat. Dafür hätte uns die Post ein paar Jahre lang die Marken gratis abgeben können.

Die vielen fragwürdigen Fragmente, die über die Lande ausgestreut sind, sollen uns offenbar dazu erziehen, da etwas zu sehen, wo nichts ist, und endlich einzusehen, dass das, was viel kostet, auch viel wert ist.

Die Ingeborg und ich und viele andere sind eben Banausen und haben nicht begriffen: Es ist keine Kunst, ein Künstler zu sein, wenn man frech genug ist und das Glück hat, Dumme ... äxgüsi ... Kunstverständige zu finden.

Amei

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet